



Predigt zum Jubilarengottesdienst über Exodus 20, Galater 5, 13-14 und ein spezielles Verbotsschild Pistengarage Juppa

Wir feiern heute Gottesdienst in der Pistengarage in Juppa. Hier stehen im Normalfall nicht nur grosse Pistenmaschinen, hier findet sich auch die eine oder andere Trouvaille – zum Beispiel dieses alte Schild, das früher an einem Mast des Skilifts angebracht war und die Skifahrerinnen und Skifahrer darauf aufmerksam machte, auf dem Skiliftrassee keine Kapriolen zu machen: «*Aus der Spur fahren verboten!*», heisst es da in grossen Lettern.



Als ich letztes Jahr dieses Schild entdeckt habe, sind bei mir nicht nur Kindheitserinnerungen ans Skifahren hochgekommen, sondern ich bin spontan auf die Idee gekommen, dieses Schild zum Sujet einer Predigt zu machen, denn über dieses Thema «*Aus der Spur fahren verboten*» lässt sich auch in theologischer Hinsicht einiges sagen.

Beginnen wir mit der lapidaren Feststellung: Wenn da nicht solche wären, die aus der Spur fahren würden, dann gäbe es dieses Schild nicht. Und Lust dazu, einmal im übertragenen Sinn aus der Spur zu fahren, das hat ja wohl jede und jeder von uns schon mal gehabt. Wir Menschen haben's nun einmal nicht so gern, wenn man uns vorschreibt, wo ein Weg durchzugehen hat.

Und wenn dann ein Weg noch so schnurstracks und in unerbittlich sturem Tempo wie beim Skilift hochgeht, dann mögen wir das noch weniger. Da sind dann so ein paar Extra-Kürvli schon noch reizvoll – da kann man fast nicht widerstehen. Ich erinnere mich noch gut daran, wie wir als Kinder bei den Skiliften in Valbella genau die Stellen kannten, wo derjenige beim Lifthäuschen oben nicht hinsehen konnte – das war dann genau der Moment, wo es angezeigt schien, mal ein bisschen aus der Spur zu fahren; sieht ja keiner. Dass es uns natürlich genau dann das eine oder andere Mal auf den Sack gelegt hat, das gebe ich im Nachhinein gerne zu. So Schilder haben halt doch ihren Sinn!

Wenn wir heute mit all denen feiern, die dieses Jahr einen runden Geburtstag haben, dann werden sich wohl die einen oder anderen nicht nur an die Kindheit, sondern auch an ihre Jugendzeit erinnern. Gerade da war das «*Aus-der-Spur-Fahren*» doch ein wesentlicher Teil der eigenen Identitätsfindung. Und es war reizvoll, im übertragenen Sinne das eine oder



andere Mal die Kürvlein ausserhalb des Trassees so weit auszureizen, bis man beinahe mit dem nächsten Masten kollidiert wäre. Aber es gibt sie auch später, diese sogenannt postpubertären Ausbrüche: Dann zum Beispiel, wenn man mit 50 plötzlich das Gefühl bekommt, man hätte so viel Wesentliches im Leben verpasst und müsste das nun noch nachholen. Dann auch, wenn man nach der Pensionierung nicht einfach dort wohnen bleibt, wo man gross geworden ist, sondern gen Süden zieht. Dann, wenn man mit 80 plötzlich keine Hemmungen mehr hat, einem anderen Menschen den Marsch zu blasen.

Immer wieder verspüren wir das Bedürfnis, aus den vorgespurten Bahnen auszubrechen und uns von keiner Art von Skilift das Tempo vorschreiben zu lassen. Indessen gibt es dieser Skilifte mit ihren vorgespurten Trassees in unserem Leben halt doch so einige:

Wir kennen den Skilift des guten Benehmens, der Regeln, die wir gelernt haben. Wie man sich hier und dort zu verhalten hat, wie man immer nett und höflich bleibt, wie man anständig bei Tisch sitzt, welches nette Kleidchen man zu welchem Anlass anzuziehen hat. Alles gut und recht. Aber manchmal spüren wir ja alle dieses innere Bedürfnis, mal auszubrechen von all diesen Konventionen.

Wir kennen den Skilift der Familientraditionen. Dass man dies oder das automatisch von uns erwartet – sei es das Erscheinen am alljährlichen Familienfest, das wir ja noch ohne grössere Probleme hinter uns bringen können. Aber wenn es darum geht, die Familienbude zu übernehmen, obwohl man sich gar nicht dazu imstande fühlt, den Hof, der ja schon so lange in Familienhand ist, oder was weiss ich, dann kann das für Menschen mehr als einengend werden.

Vielleicht kennen wir auch den Skilift der politischen Meinungen und wie schwer es sein kann, in einer Gruppe auch einmal von einer vorherrschenden Meinung abzuweichen, ohne gleich als Verräterin oder Verräter angesehen zu werden.

Und da gibt es neuerdings das Trassee dessen, was man sagen darf (oder eben nicht), ohne dass man von den überkorrekten Mitfahrerinnen und Mitfahrern aus dem Bügel hinausgeworfen wird. Das wiederum ruft bei gewissen, die sich auf dem Skilift befinden, erst recht die Gegenreaktion hervor, und sie fahren genüsslich aus der Spur, wenn die Aufsichtsperson im Woke-Wachthäuschen gerade nicht hinschaut.

Ja, und zum Schluss müssen wir da auch noch über die Religion sprechen, die für so manche Menschen genauso wie ein sturer Skilift erfahren wird – mit seinem eigenen Tempo und seinem eigenen, von Gott und der Kirche stur vorgegebenen Weg. Ist die Religion auch so ein Skilift-Trassee? Heisst es auch hier vornehmlich: «Aus der Spur fahren verboten!», und wenn jemand sich erdreistet auszuscheren, dann wird sie brutal aus dem Bügel gestossen, oder es wird ihn unweigerlich auf den Sack legen? – Besteht die Religion vornehmlich aus vorgespurten Wegen und strengen Verboten?

Wenn wir in die Bibel schauen, dann können wir nicht verneinen, dass wir da auf Gebote und Verbote treffen. Wir können auch nicht bestreiten, dass die Bibel immer wieder einmal von Menschen erzählt, die böse stürzen, weil sie zu sehr aus der Spur gefahren sind. Auch hier haben Gebote oder Verbote sicher ihren Sinn. Aber vielleicht bleibt uns der mahnende Drohfinger Gottes, den wir mit diesen Geboten in Verbindung bringen, so sehr im Kopf, dass vor lauter Drohung gar nichts mehr Anderes wahrnehmen können. Dann fallen uns die feinen Seiten der biblischen Geschichten, ja sogar der biblischen Gebote, gar nicht mehr auf – Seiten der Bibel nämlich, die vom rechten Weg als von einem in die Zukunft offenen Weg erzählen, nicht von einem schon vorgespurten Trassee. Seiten, für welche die Gebote mehr Wegweisern gleichen, denn Verbotsschildern. Wegweiser, die ein Ziel angeben, das Gott für uns alle will: erfülltes Leben nämlich. In diese Richtung nämlich weisen die Gebote, dahin



wollen sie uns führen – zur Erfüllung. Mit den Geboten verbunden ist also vielmehr ein Versprechen und nicht so sehr eine Sanktion, wie es bei einem Verbot der Fall ist. Deshalb erzählen die biblischen Geschichten vor allem von einem Gott, der mit uns Menschen auf dem Weg ist als ein treuer Weggefährte neben uns, der uns zu einem befreiten Leben führen will – und weniger von einem Gott, der oben im Wärterhäuschen sitzt und schaut, dass auf dem vorgegebenen Weg alles reibungslos abläuft und dass sich alle an die Regeln halten. Und schliesslich sprechen diese biblischen Bilder von einem Gott, der mit uns Menschen in gemeinsamem Tempo unterwegs ist, der uns auf dem Weg unsere eigene Freiheit lässt, unser eigenes Tempo respektiert und der – mal schneller, mal langsamer – seine Welt der Vollendung entgegenführt und nicht stur wie ein Skiliftbügel, seine Menschen nach oben zieht, und wer mit dem Tempo nicht nachkommt, denn haut's halt raus. Ja, Gott weiss, wohin er mit uns Menschen und mit seiner ganzen Schöpfung hingehen will – das schon. Aber nichtsdestotrotz geht er mit uns allen den Weg einer Geschichte, einen Weg, der weiter und offener ist als ein schon vorgespurtes Skilifttrasse.

Wie komme ich zu diesen Gedanken? Es gibt für mich unzählige Stellen und Geschichten in der Bibel, die mich auf diese theologische Position leiten. Zwei davon möchte ich mit Euch hier kurz anschauen:

Die erste Stelle führt uns zu den Zehn Geboten selbst (Exodus 20). Zwei Details scheinen mir hier wichtig zu sein – eines finden wir im Einleitungsvers zu den Geboten, eines in einer sprachlichen Nuance der Gebote.

Im Einleitungsvers lesen wir: *«Ich bin der HERR, dein Gott, der dich herausgeführt hat aus dem Land Ägypten, aus einem Sklavenhaus.»* Gott stellt sich in diesem Vers gleich auf zweifache Weise als ein Gott des Weges, des Lebens, der Freiheit dar, und eben nicht als ein Gott, der im Wärterhäuschen sitzt und kontrolliert. Zuerst: Was hier mit «HERR» übersetzt worden ist, es ist eigentlich der Eigenname Gottes (JHWH), den die Juden nicht aussprechen dürfen und den sie deshalb mit «Herr, Meister» ersetzen, wenn er im Text auftaucht. Der ursprüngliche Gottesname bedeutet aber: «Ich bin, der ich bin. Ich bin, der ich sein werde. -> Ich bin das Leben, ich bin die Zukunft». Und als dieser Gott des Lebens und der Zukunft spricht er zu uns, in diesem Sinne übergibt uns Gott die Gebote: Damit wir Leben und Zukunft haben. Sodann erinnert Gott die Israeliten, welche die Gebote in der Wüste erhalten, daran, wer er ist: Nämlich ein Gott der Befreiung, ein Gott, der sie aus der Sklaverei in Ägypten herausgeführt hat und mit ihnen den Weg ins Gelobte Land geht. Und als dieser Gott, der befreit, übergibt er den Menschen die Gebote, die Weisungen. Sie sind Weisungen, die zum Leben und zur Befreiung führen.

Das zweite Detail findet sich in der Übersetzung der Verbform der Gebote. Mehrmals treffen wir auf die Formulierung: *«Du sollst nicht...»* (keine anderen Götter haben, kein Bildnis und Gleichnis von Gott machen, den Namen Gottes nicht missbrauchen, nicht töten, ehebrechen, stehlen, kein falsches Zeugnis gegen den Nächsten sagen). Dieses *«Du sollst nicht»* können wir aber auch ganz einfach mit *«Du wirst nicht»* übersetzen. Und das ändert die Sache grundlegend. Das Gebot ist nicht mehr einfach ein Tun- oder Nicht-Tun-Auftrag. Es ist eine ganz einfache Feststellung dessen, was in der Zukunft sein wird. Du wirst nicht mehr töten. Du wirst keine anderen Götter mehr neben mir haben. Du wirst nicht mehr ehebrechen. – Weil du es eingesehen hast. Weil du mit Gott einen Weg gemacht hast, der dich dazu führt. Das ist Erfüllung, das ist Versprechen, das ist das Ziel, der Ort, wohin Gott mit uns will, vielmehr als ein Verbotsschild, das auf dem Weg steht. Darum tragen die Israeliten diese Gebotstafeln in der Bundeslade mit sich auf ihrem Weg. Diese Gebote sind Weggebote, Wegweiser, Ziel und Versprechen dessen, was einmal sein wird. Das ist der tiefe Sinn dieses *«Du wirst nicht...!»*. Das wäre vergleichbar mit dem Moment, wo jemand von



sich aus merkt, dass es vielleicht wirklich nicht die beste Idee ist, aus der Spur zu fahren, weil man damit sich selbst und andere gefährden kann.

Zu guter Letzt noch eine Stelle aus dem Brief, den Paulus an die Gemeinden in Galatien geschrieben hat, dem Galaterbrief. Dort lesen wir im 5. Kapitel: *«Denn zur Freiheit seid ihr berufen worden, liebe Brüder und Schwestern. Auf eines jedoch gebt acht: dass die Freiheit nicht zu einem Vorwand für die Selbstsucht werde, sondern dient einander in der Liebe! Denn das ganze Gesetz hat seine Erfüllung in dem einen Wort gefunden: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!»* (Galater 5, 13-14).

Gott ruft, be-ruft uns Menschen – das ist der Anfangsgedanke unseres zweiten Abschnitts. Dieses Rufen Gottes, es ist aber gerade nicht das Herausbellern eines Verbots, das uns in den Ohren gellen soll, es ist das Rufen in die Freiheit, hinaus aus allem, was uns knechtet. Dieser Ruf in die Freiheit ist indessen auch ein Ruf aus uns selbst heraus: aus unseren Ängsten, aus unserer Selbstbezogenheit, aus all dem, wo wir uns selbst zu Sklavinnen und Sklaven machen – von Ideen und Vorstellungen über uns, die noch stärker als vieles Andere für uns wie vorgezeichnete Skilifttrassees sind.

Gott ruft uns hinaus in eine Freiheit, die ein Freisein für die Anderen ist, ein Freisein und ein Dasein für die Nächsten. Das ist der grundlegendste und tiefste Ruf, den Gott uns in Jesus Christus hat zukommen lassen: *«Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!»*. Und dieser Ruf fasst alle andere Weisung zusammen. Wo wir diesem Wegweiser folgen, werden wir wahre und offene und lebensspendende Wege für uns und für unsere Nächsten entdecken und sie auch gehen können.

«Aus der Spur fahren verboten!»? – Wo wir auf diesen Ruf Gottes hören und den Weg aus uns selbst hinaus in die Freiheit mit unseren Nächsten finden, da dürfen wir gut und gerne alte Spuren verlassen. Und dort wird Gott mit uns sein und auch unsere gelegentlichen Kurvenfahrten segnen. Amen.

17.9.2023, Pfr. Jürg Scheibler

